

Die Morgenandacht

Montag bis Samstag, 5.56 Uhr (NDR Info) und 7.50 Uhr (NDR Kultur)

9. bis 14. Juli 2018: Gott riecht unbestimmt nach Blumenerde und Fenchel

Von Burkhard Conrad, Hamburg

Wie können wir von Gott sprechen? Wie vermeiden wir das Phrasenhafte? Burkhard Conrad schlägt vor: Wie wäre es mit einem zeitgenössischen Gedicht?



Burkhard Conrad

Redaktion:
Theresia Kraienhorst
Erzbistum Hamburg
Katholisches Rundfunkreferat
Am Mariendom 4
20099 Hamburg
Tel. (040) 24 87 71 24
www.ndr.de/kirche

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Katholischen Rundfunkreferats zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Montag, 9. Juli 2018

„Wir können von Gott nicht erfassen, was er ist, sondern nur, was er nicht ist.“ Dieser Satz stammt von Thomas von Aquin. (Summa contra gentiles I, 30.) Für einen Theologen ist dies ein mutiges Eingeständnis. Oft reden wir nämlich von Gott, als ob wir genau wüssten, wer Gott ist und was er vorhat. Wir unterstellen, sein Wille für unser Leben ließe sich klipp und klar feststellen. Wie können wir aber von Gott sprechen? Wie vermeiden wir das Phrasenhafte, die spirituellen Allgemeinplätze? Wie wäre es zum Beispiel mit einem zeitgenössischen Gedicht? Ich gebe zu: Gedichte mögen manchmal unzugänglich sein; ihr tieferer Sinn verborgen. Doch Gedichte öffnen auch oft einen vorher unbekanntem Raum. Sie geben den Anlass zum Nachdenken und Nachsinnen. Ich werde aufmerksam für neue Ideen und ungewohnte Bilder. So geht es mir auch bei dem folgenden Gedicht der niederländischen Dichterin Ester Naomi Perquin. Das Gedicht heißt „Gespräch“:

Eines Morgens wache ich neben Gott auf. Er trägt einen an der Krempe verschlissenen Hut und schläft, wie ich sehe, auf der Seite.

Speichel tropft aus einem Mundwinkel auf das Kissen - seine Nasenflügel rollen fort und wieder heran wie Ebbe und Flut.

Er schnarcht, riecht unbestimmt nach Blumenerde und Fenchel. Unter den Nägeln entdecke ich Sandkörner, Milchstraßen, Überreste von Muscheln.

Wer hätte je vermutet, notiere ich, dass Gott wie ein Mensch schlafen würde? Neben einem Menschen? Wer hätte je vermutet, dass Gott schnarcht? Dass er einen alten Hut trägt? Dass sein Speichel aus seinem Mund läuft, dass er auf der Seite liegt?

„Du hast viele Dinge nicht vermutet“, sagt Gott plötzlich. Und ich erschrecke beim Hören seiner Stimme: ein Geräusch, das sich ins Blut singt und nachbebt im Kleinsten, das noch Ich bin. Er lacht. „Ich bin hier nun mal der einzige, der Beste.“

„Sie sind gar nicht hier“, sage ich. Er hält seine Augen geschlossen, legt sich anders hin - sein Hut rutscht herunter - und nickt. „Na und? Gratis diktiere ich dieses Gedicht“, sagt er. „Verhunzen musst du es schon selbst.“

(E.N. Perquin „Gespräch“, in: Sinn und Form, 6/2017, S. 732f)

Was werde ich zum Aufschreiben und Dichten haben, wenn ich eines Tages neben Gott aufwachen sollte? Welche Worte werde ich finden?

Dienstag, den 10. Juli 2018

Gedichte sind oft kleine Offenbarungen. Sie sind Ritzen im Dunkelglas der Wirklichkeit. Als Leser und Hörerin stolpere ich über Gedichte und sage mir: Hier ist ein ‚Strahl jener Wahrheit zu finden, die alle Menschen erleuchten kann‘. Und mir geht es hier nicht so sehr um offensichtlich religiöse Verse. Ich denke an Gedichte, welche etwas über die Grundthemen des Lebens enthüllen; eine Offenbarung über menschliche Freude und Hoffnung, Trauer und Angst sind. Offenbarung findet sich, das ist eine alte Weisheit des Glaubens, oft auch jenseits der ausdrücklichen religiösen Wörter und Riten. Nehmen wir zum Beispiel ein kurzes Gedicht, das von Klaus Reichert stammt. Es heißt „Biographie“:

*Wie eine Unterhaltung am Nebentisch
mein Leben. Ein paar Brocken aufgeschnappt,
manches verstanden, das meiste nicht,
jedenfalls nicht, worum es eigentlich ging.
So löffle ich hastig die kälter werdende Suppe.*

(Klaus Reichert: Das Gesicht in den Wolken, Jung und Jung, Salzburg & Wien, 2009, S. 82)

Hier zieht das Leben an einem Menschen vorbei. Besser: Es zieht durch einen Menschen hindurch. Das Leben macht einfach das, was es immer macht: Es wird gelebt und es vergeht. Der Dichter ist sich darüber im Klaren. Er löffelt hastig die Suppe namens Leben auf. Und wenn es so weit ist, dann wird er seinen Löffel auch abgeben. Die Ehrlichkeit des Dichters ist wohltuend: Viel vom Leben hat er offenbar nicht verstanden. Die Hast unseres Lebens, den unvollendeten Lauf der Dinge, die Zerbrechlichkeit der eigenen Bemühungen hält Klaus Reichert fest. Ein Hauch von Vergeblichkeit weht durch die Zeilen des Gedichts. Nur bruchstückhaft ergibt sich so etwas wie Sinn. Klaus Reichert, der vor kurzem achtzig Jahre alt wurde, bleibt aber nicht bei sich und seinem Selbstmitleid. Was tut er dagegen? Er schreibt ein Gedicht. Er hält die Zerbrechlichkeit, sein Mühen, seine eigene Hast mit einigen Zeilen fest. Und nun lese ich das Gedicht. Und Sie als Hörerinnen und Hörer hören es. Reicherts Gedicht schließt uns Hörerinnen und Hörer den Sinn und Unsinn des Lebens etwas auf. Es schließt uns ein in die Schar der Vielen, die auf Sinn und Beständigkeit hoffen. Nur einen Spalt weit bricht das Gedicht die Wirklichkeit auf. Aber das reicht manchmal schon, um die Hoffnung auf Sinn nicht zu verlieren.

Mittwoch, 11. Juli 2018

Gedichte halten Momente fest. Augenblicke, die leicht der Vergänglichkeit anheimfallen, werden von Gedichten eingefangen, dargestellt, durchlässig gemacht. Das können Augenblicke der Freude und Liebe sein. Das können aber auch Augenblicke des Leids und der Trauer sein. Das zweite ist der Fall bei einem Gedicht von Elisabeth Borchers. Sie schreibt: „Adieu“.

*Und plötzlich bist du ganz allein
im Raum der Welt
Die Ärzte legen ihren Kittel ab
Die Schläuche ziehen sich zurück
Die Hand hält an der Blüte fest
Der sternenübersäte Ort der letzten Atempause
rollt vorbei
Was weiß denn ich wohin*

(Elisabeth Borchers: Eine Geschichte auf Erden, Suhrkamp, Frankfurt/Main, 2002, S. 21)

Die Dichterin hält hier den Augenblick eines endgültigen Abschieds fest. Ein Mensch, der der Dichterin nahe stand, ist gestorben. In nüchterner Sprache schildert die Dichterin, was sie wahrnimmt: das Verschwinden der Ärzte, das Entfernen der Schläuche. Beide werden nicht mehr benötigt. Der Tod ist eingetroffen und hat das Leben mitgenommen. Auch die erwähnte Blüte, die Sterne können nicht darüber hinweg täuschen: Dieser Abschied schmerzt sehr. Die Dichterin weiß nicht weiter. Sie weiß nicht, was nach dem Tod kommt. Wenn sie eine Hoffnung hat, dann kommt sie hier nicht zur Sprache. Elisabeth Borchers lässt ihre eigene Ausweglosigkeit und Einsamkeit zu Wort kommen. Sie bietet keine rasche Lösung an.

Was würde ich in diesem Augenblick des Abschieds denken, fühlen, sagen? Borchers abschließende Aussage „Was weiß denn ich / wohin“ durchkreuzt mein vorschnelles Streben nach religiösen Abkürzungen. Vom Himmel oder Gott ist hier nicht die Rede, nur von einem „sternenübersäten Ort der letzten Atempause“. Nur das fehlende Satzzeichen am Ende der Verse fällt mir als Leser auf. Am Ende klafft eine kleine Lücke. Diese Lücke in der Trauer erlaubt mir vielleicht, vielleicht einen kleinen Funken Hoffnung auszumachen. So richtig zur Ruhe kommen lässt dieses bisschen Hoffnung mein Herz aber nicht.

Donnerstag, 12. Juli 2018

Ich teile mein Leben gerne in Module ein: dort das Modul Arbeit, hier das Modul privates Glück; hier die Pflicht, dort das Vergnügen; heute der Sonntag, morgen der Alltag. Die abgesicherten Lebensmodule - wenn sie auch ihre Berechtigung haben - können arg künstlich werden.

Warum kann mir, um ein Beispiel zu nennen, nicht auch am Schreibtisch, bei der Arbeit etwas Schönes und Prägendes passieren? So ist es offenbar der Autorin Doris Gercke einmal ergangen. In ihrem Gedicht „Beschwörung am Schreibtisch“ schreibt Gercke:

*Wenn ich ganz still sitze
Mich nicht bewege
Den Atem anhalte
So gut es geht
Mich nicht bewege
Wird sich das Glück
Eine winzige Sekunde
Später in Nichts
Auflösen.*

(Doris Gercke: Eisnester, Hoffmann und Campe, Hamburg, 1996 & 2006, S. 15)

Den Glücksmoment nur ein bisschen weiter tragen. Den Augenblick der Entzückung nur ein wenig weiter wirken lassen. Das möchte die Dichterin an ihrem Schreibtisch tun. Dabei scheint sie aber genau zu wissen, dass Glück und Entzückung zerbrechliche Geschenke sind. Sie stellen sich oftmals ungefragt ein und verschwinden dann wieder so schnell wie sie gekommen sind. Kaum ist man sich ihrer bewusst geworden, verflüchtigt sich ihre Gegenwart. Was tut Doris Gercke gegen diese Flüchtigkeit? Sie schreibt Gedichte. Gedichte sind zu Papier gebrachte Schnappschüsse flüchtiger Existenzen. Sie bringen ein Gefühl auf den Punkt. Sie geben einer fliehenden Empfindung bleibenden Eindruck. Gedichte schaffen keine Ewigkeit, doch übersteigen sie den Augenblick in Richtung einer bleibenden Qualität.

Was kann ich gegen die Flüchtigkeit tun? Hoffnung riskieren. Vielleicht gibt es ja doch einen Sinn, der sich als tragend erweist. Vielleicht rettet das Vertrauen, das ich meinem Gott Tag für Tag entgegenwerfe, mich über die Flüchtigkeit der Augenblicke hinweg.

Freitag, 13. Juli 2018

Schlaflos liegt er da. So stelle ich mir den Dichter vor. Er hört auf die Geräusche der Nacht. Dazu gehört das Getöse eines durchziehenden Gewitters. Als sich dieses verzieht, kommt die Nacht mit dem Dichter am Morgen an. Schritt für Schritt geht die Nacht mit dem Dichter voran. Und begleitet wird die Nacht noch von etwas anderem, von einem akustischen Gefährten, von einer Stimme.

*Die Stimme des Abends,
werde ich schlafen können
vor dem, was laut geht ums Haus?
Die eine Stimme der Nacht,
werde ich Schlaf finden,
werde ich angesprochen,
werde ich aufgeweckt?
Die zwei Stimmen der Mitternacht,
mein linkes, mein rechtes Ohr,
ich fasse nicht, was mich fasst,
Herr, lasse mich nicht ertauben.
Die Stimme der frühesten Frühe,
kann ich hinausgehen,
kann ich es schaffen
in einem Schwung?
Die Stimme des Morgens,
was ist dein Plan über mich?
Tags Stimme, sei mein,
Zunge des Herrn.*

(Uwe Kolbe, Psalmen, S. Fischer: Frankfurt/Main 2017, S. 19)

Uwe Kolbes Gedicht heißt „Die Stimme des Herrn“ und nimmt Anleihen an den biblischen Psalm 29. In Psalm 29 begegnet uns ein stimmungsgewaltiger Gott des Unwetters. Die Stimme in Uwe Kolbes Gedicht ist zurückhaltender. Sie wirbelt nicht Bäume um und reißt keine Wälder kahl. Trotzdem: Die Stimme bei Kolbe ist sehr präsent, unbeirrbar bei ihrem Weg durch die Nacht. Der Dichter erwartet etwas von der Stimme. So etwas wie eine Richtungsanzeige oder eine Wegbegleitung wünscht sich der Dichter. „Was ist dein Plan über mich?“ fragt er. Wohin ruft mich deine Stimme, Gott? Kann ich ihr vertrauen? Kann ich es heute schaffen?

Gottes Stimme: Höre ich sie in meinen Tagen und Nächten? Wenn ja, dann möchte ich, dass sie Stunde um Stunde zu mir spricht, dass sie Stimme meines Lebens ist.

Samstag, 14. Juli 2018

Wie viel Leben steckt in meinem Leben? Zum Leben gehören für mich mindestens zwei Dinge: Freiheit und Sinn. Freiheit. Ich möchte für mich selbst entscheiden können. Mein Leben soll sich nicht in endlosen Sachzwängen abspielen. Ich möchte auch nicht von anderen Menschen dauernd gesagt bekommen, dies sei zu tun und dies zu lassen, so hätte ich zu denken und so bitte nicht. Daher bin ich sehr froh, dass ich in einem freien Land lebe.

Sinn: Ich wünsche mir jeden Tag, dass das Leben Sinn macht. Ich spiele mit meinen Kindern und ich merke, das gemeinsame Spielen macht uns Freude, es hat Sinn. Ich unterhalte mich mit einem lieben Menschen, und wir beide merken, uns ist damit geholfen und die Freundschaft macht Sinn. Oder ich lese ein gutes Buch oder schreibe ein Gedicht - auch das kann Sinn machen.

Die Losung für das Leben könnte lauten: fördere die Freiheit und jage dem Sinn nach. Hilf auch anderen Menschen zur Freiheit und ermögliche ihnen ein sinnvolles Leben. Ich möchte weiter leben als nur um die nächste Ecke Alltag. Mein Leben soll nicht nur aus ungezählten Vorgängen, Meetings und Absprachen bestehen. Ein kleines Gedicht von Christoph Wilhelm Aigner bringt es poetisch auf den Punkt. Das Gedicht heißt „Weiterleben“:

*Weiterleben
Viel weiter
Viel weiter leben
Viel mehr leben
Viel mehr
Vielmehr leben*

(Christoph Wilhelm Aigner 1988: Weiterleben, Salzburg: Otto Müller Verlag, S. 93)

Ich lese aus dem Gedicht fast schon eine politisch-theologische Botschaft heraus: Ich möchte leben. Mehr und weiter möchte ich leben. Und andere Menschen sollen es auch dürfen, wirklich leben. So entscheide ich mich: Heute möchte ich mich dorthin aufmachen, wo Freiheit und Sinn ihren Anfang nehmen. Ich möchte dorthin gehen, wo alle, die sich plagen und schwere Lasten tragen, zur Ruhe kommen dürfen.